

»DAS AUGEN NOCH VOM WEINEN NASS«

Ein Blick in Luthers Briefe

Von Kurt Ihlenfeld

Nicht nur Luthers Gegner, sondern auch manche seiner Freunde haben an der groben, polternden, zeternden Art Anstoß genommen, in welcher der große Mann nicht selten in Schriften und Briefen seine Sache gegen den Widerspruch der Welt vertrat. Die humanistischen Gelehrten rümpften die Nase darüber; Erasmus äußerte sein Entsetzen über den Wittenberger Unhold. In unseren Tagen hat Joseph Lortz, der katholische Gelehrte, dem wir eine verständnisvolle Darstellung der Reformation verdanken, über Luthers »Grobianismus« Beschwerde geführt. Er erkennt zwar an, daß es bei Luther einen »sachlichen Grobianismus« gegeben habe, der einfach in seinem Entsetzen über die offenbaren Schäden der Kirche begründet war. Doch habe sich Luther immer wieder zu maßlosen Schimpfereien hinreißen lassen, die »mit dem Geiste Jesu unvereinbar« gewesen seien: »Es ist eine unfeine, rohe bis häßliche Art des Tones und damit eine Leidenschaftlichkeit, die die Ehrfurcht und die Liebe vernichtet, einen persönlichen Haß züchtet und das rein und fein Religiöse tief schädigt; es ist die Zügellosigkeit, die aus Luthers Kritik eine triebhafte Explosion macht, die aus Haß geboren ist; die endlich eine gierige Selbstbefriedigung durch Wühlen im Schimpfen und auch im Schmutz niedriger Bilder erreicht. Und dies außerdem auch unmittelbar im heiligen Bezirk.«

Gerechterweise muß man gegenüber den Vorwürfen des katholischen Gelehrten den Unterschied der Zeiten und der Temperamente mitbedenken. Heute bedienen sich die Gelehrten in ihren Disputationen gerne der Methode der Nadelstiche, damals schwangen sie lieber die Keule. Sitten und Bräuche ändern sich auch im Bereich der Wissenschaften. Zudem war der allgemeine Umgangston damals ein weitaus derberer als heute, war die strenge Trennung von Gasse und Salon überhaupt noch unbekannt. So wäre Luthers sogenannter Grobianismus schon einer näheren Untersuchung wert. (Vgl. den Aufsatz in Heft 3/1955 dieser Zeitschrift.) Hier soll von dessen geradem Gegenteil die Rede sein - von Luthers Zartsinn, den er als Seelsorger tausendfach an den Tag legte, insbesondere aber, wenn es Freunde und Fremde in ihrer Trauer zu trösten galt.

»Das Auge noch vom Weinen naß« - so schließt ein kurzer Brief vom 9. Oktober 1542, in welchem Luther einem gewissen Jakob Probst in Bremen Mitteilung vom Heimgang seiner 13jährigen Tochter Magdalena macht:

Mir ist mein Töchterlein Lenichen hinweggegangen zum himmlischen Vater; sie ist in vollem Glauben an Christum entschlummert. Des väterlichen Schmerzes im Herzen bin ich Herr geworden, doch nur, indem ich gegen den Tod murrte und schalt. So hat Entrüstung meine Tränen gelindert. Ich habe sie sehr liebgehabt. Aber der Tod wird am jüngsten Tag seine Vergeltung empfangen zugleich mit dem, der ihn in die Welt gebracht hat. Meine Käthe grüßt euch, noch unter Schluchzen und das Auge noch vom Weinen naß.

Dreizehn Jahre zuvor hatte er die Geburt dieser Tochter, seines zweiten Kindes, mit den humorvollen Worten angezeigt:

Ich bitt euch um Gottes willen, Gott hat mir eine arme junge Heidin beschert von meinem und meiner lieben Käthe Leibe. Ihr wollet so wohl tun und derselbigen armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden, damit sie durch euren Dienst und Hilfe auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe.

Und noch ein Jahr zuvor, am 5. August 1528, schrieb er an Nikolaus Hausmann in Zwickau:

Mein Töchterchen Elisabethlein ist mir gestorben; mein Herz ist davon krank und fast weibisch, so bewegt mich der Jammer um sie. Das hätte ich nie vorher geglaubt, daß eines Vaters Herz so weich werden kann gegen seine Kinder. Betet für mich zum Herrn und lebt in ihm wohl.

Er hatte, wie man sieht, Erfahrung im Weggeben eigenen Glücks, eigener Kinder, ihm war es ebenso ergangen, wie später der Dichter Matthias Claudius in seinem Silberhochzeitgedicht an Frau Rebecca bekannte:

*Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet
Im Meer, so weit und breit und hoch! -
Doch manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet . . . ach, und blutet noch.*

Magdalena hatte in ihrer Krankheit den Wunsch ausgesprochen, noch einmal ihren Bruder Hans zu sehen, der in Torgau die Schule besuchte und in der Familie von Markus Crodol wohlgelitten war. Nun schrieb Luther, in Lenchens Auftrag, an eben diesen Markus Crodol, am 6. September 1542:

Verbergt bitte vor meinem Sohn Hans, was ich euch hier schreibe. Mein Töchterchen Magdalena liegt fast in den letzten Zügen und wird in kurzem von uns gehen zu dem rechten Vater im Himmel, wenn Gott es nicht anders beschlossen hat. Aber sie sehnt sich selber so sehr danach, ihren Bruder zu sehen, daß ich einen Wagen hinschicken muß. Sie haben sich sehr lieb gehabt. Vielleicht kann ihr sein Kommen Erholung schaffen. Ich tue was ich kann, damit mich nicht später das Bewußtsein quält, etwas versäumt zu haben. Sagt ihm also, ohne ihm einen Grund anzugeben, er soll eiligst in dem Wagen hierher kommen. Er wird zurückkehren, wenn Lenchen entschlafen oder

dem Leben wieder zurückgegeben ist. Sagt ihm, es handle sich um etwas, was ihm heimlich aufgetragen werden müsse.

Der Brief läßt uns in Herzenszusammenhänge blicken. Plötzlich kommt uns dieser, sonst vielleicht in weite historische Ferne gerückte, gar als Bronzedenkmal zu ewiger heldischer Pose verdammte Martin Luther ganz nahe, in der menschlichsten aller Regungen, der Sorge um die Kinder. Hier der Doppelsorge um die fast schon in den letzten Zügen liegende Tochter wie um den auswärts weilenden Sohn, dem er gerne den Schreck einer Hiobspost ersparen möchte.

Magdalena starb am 20. September 1542 in den Armen ihres Vaters. Wir haben in der Sammlung seiner sogenannten Tischreden eine herzbewegende Darstellung ihres letzten Stündleins:

Als sein Töchterchen schwer erkrankte, sprach Doktor Martinus: Lieb habe ich sie sehr. Aber wenn es dein Wille ist, du lieber Gott, daß du sie wegnehmen willst - ich will sie gerne bei dir wissen. Dann sagte er zu der darniederliegenden Tochter: Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gerne hier bei mir, bei deinem Vater, und du gehst auch gern zu jenem Vater? Die Kranke gab zur Antwort: Ja, herzliebster Vater, wie Gott will. Der Vater sprach: Du liebes Töchterlein, der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach. Ich habe sie ja sehr lieb. Wenn dies Fleisch so stark ist, wie wird dann der Geist sein? Und dann sagte er: In tausend Jahren hat Gott keinem Bischof so große Gaben gegeben wie mir, denn der Gaben Gottes darf man sich rühmen. Nun bin ich zornig darüber, daß ich mich nicht von Herzen freuen und Gott danken kann, obwohl ich zuweilen ein wenig ein Lied singe und Gott danke.

Bruder Hans war bei Lenchens Sterben zugegen und reiste bald darauf wieder nach Torgau zurück, offensichtlich von dem zu Hause Erlebten tief erschüttert. Denn sein Vater richtet am 27. Dezember, ein Vierteljahr nach Lenchens Tod, noch einmal einen besorgten Brief an Markus Crodell:

Ich will es gern glauben, daß die Worte der Mutter meinen Sohn weich gemacht haben, besonders da er auch noch den Schmerz um den Tod der Schwester empfand. Redet ihm aber kräftig zu. Denn gewiß hat er hier von euch und eurer Frau gerühmt, er werde bei euch so gut, ja besser gehalten als bei uns. Heißt ihn also seine weibischen Gefühle bezwingen, sich an das Ertragen von Leid gewöhnen und seiner kindischen Weichlichkeit nicht nachgeben. Damit er etwas lernt und sich abhärtet, haben wir ihn ja von Hause weggeschickt. Ich wünsche nicht, daß er heimkommt, solange es keinen andern Grund hat. Stellt sich aber ein anderes Leidwesen ein, teilt es mir mit. Unterdessen soll er auf das denken und das tun, um dessentwillen er zu euch geschickt ist. Und soll nicht den Gehorsam gegen seine Eltern verletzen. Wir sind durch Gottes Gnade wohlauf und gesund.

Nachdem er im ersten Brief seine väterliche Zartheit bewiesen hat, gibt Luther in diesem zweiten Brief an Crodell dem Gedanken an die Erziehung zu rechter Leidensfähigkeit, zum Bestehen des Schmerzes den Vorrang. Gleich am nächsten Tage, dem 28. Dezember, greift er wieder zur Feder - jetzt, um den Sohn unmittelbar für die neue Aufgabe, nämlich der Überwindung, zu stärken -:

Dem lieben Sohn Hans Luther in Torgau. Gnade und Friede im Herrn. Ich und deine Mutter samt dem ganzen Haus sind gesund. Gib dir Mühe, daß du deine Tränen männlich besiegst, damit du nicht deiner Mutter Schmerz und Sorge noch mehrdest, die so geneigt ist zu Sorge und Angst. Gehorche Gott, der dir durch uns befohlen hat, dort zu arbeiten, so wirst du leicht dieser Schwäche vergessen. Die Mutter kann nicht schreiben und hat es auch nicht für nötig erachtet. Aber sie sagt, alles, was sie dir gesagt habe - nämlich du solltest heimkehren, wenn es dir übel ginge - das habe sie nur in bezug auf Krankheit gemeint, davon solltest du, wenn es geschähe, sogleich Kunde geben. Sonst will sie, daß du diese Trauer lassest und fröhlich und ruhig studierest. Hiermit gehab dich wohl im Herrn. Am Tage Johannis des Evangelisten im Jahre 1542. Dein Vater Martin Luther.

Das klingt streng, fast rauh. Doch welcher Vater würde nicht eigne schmerzliche Empfindungen verbergen, um seine Kinder von Trübsinn und Trauer abzulenken, sie wieder dem Leben und seinen Aufgaben zuzuführen! Wie es in Luthers Herzen um diese Zeit aussah, dafür haben wir ein ergreifendes Zeugnis in einem Brief, den er wenige Tage nach Lenchens Heimgang an Justus Jonas richtete:

Ich glaube, du wirst gehört haben, daß mein allerliebstes Töchterchen Magdalena wiedergeboren ist zum ewigen Reich Christi. Und wiewohl ich und mein Weib nichts als danken sollten und fröhlich sein für solch ein glückliches Ende und seliges Sterben, durch welches sie der Macht des Fleisches und der Welt und des Teufels entflohen ist, so ist doch die Macht der elterlichen Zärtlichkeit so groß, daß wir das nicht ohne Schluchzen und Seufzen des Herzens und nicht ohne das allergrößte Herzeleid vermögen. Denn tief im Herzen eingepägt ist jeder Zug, jedes Wort, jede Bewegung dieses lebendigen und sterbenden, dieses folgsamsten und ehrerbietigsten Töchterleins, so daß selbst der Tod Christi, mit dem doch kein anderer Tod verglichen werden kann, die Trauer nicht ganz, wie es sein sollte, vertreiben kann. So danke du Gott an unsrer Statt! Hat er nicht große Gnade an uns getan, der unser Fleisch so verherrlicht hat? Du weißt, sie hatte einen so milden, sanften, gutartigen Sinn.

Gelobt sei der Herr Jesus Christus, der sie berufen, erwählt und verherrlicht hat. O möchte doch mir und uns allen solch ein Tod, ja solch ein Leben

zuteil werden, das allein bitte ich von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit. In ihm lebet wohl, du und all die deinen.

Erfahrene Trauer erweckt die Fähigkeit, andere, die in Trauer versetzt wurden, zu trösten. Der Schmerz um den Verlust eines geliebten Menschen ist wie eine Pflugschar, die das Herz aufreißt und es empfänglich macht für die Samenkörner neuer Liebe zum Nächsten. Man leidet ja nicht allein. Mag der Schmerz eine Zeitlang den von ihm Betroffenen vereinsamen, enthält er doch zugleich den Anruf zum Umblick in der Nähe und in der Ferne - zum Wahrnehmen fremden Schmerzes. Albert Schweitzer spricht von der »Bruderschaft der vom Schmerz Gezeichneten«. Die verbindende Kraft des Schmerzes wird da offenbar und wehrt der allem Leide auch innewohnenden Selbstsucht. Trost spenden will geübt sein, und die Herzenskunst, einen Trostbrief zu schreiben, der mehr enthält als allgemeine Redensarten, ist heute wohl selten geworden. Darum müssen uns Beispiele aus der Briefliteratur willkommen sein, die uns zeigen, wie man trösten kann, ohne Floskeln und Flausen zu machen. Zehn Jahre vor Lenchens Tod schrieb Martin Luther einen solchen beispielhaften Brief an Herrn Thomas Zink, dem der Tod einen Sohn geraubt hatte. Auch er hatte sich außer Hause aufgehalten: wie später Luthers Hans in Torgau, so er in Wittenberg, als Student der Theologie. Luther kannte ihn gut, er hatte an den Singeabenden in Luthers Hause teilgenommen, ein immer gern gesehener Gast in der Tafelrunde des Professors - daher dieser denn selber zur Feder griff, nachdem er annehmen konnte, daß die Todesnachricht inzwischen die Eltern erreicht haben werde. Es ist einer seiner persönlichsten und intimsten Briefe, Zeugnis nun wahrlich keines grobianischen, sondern eines überaus zartfühlenden Herzens. Notabene: Der vielbeschäftigte Mann, der am Schlusse dieses Briefes den bezeichnenden Satz hinzufügt »mit eigener Hand, wie wohl jetzt auch schwach«, nahm sich die Zeit zu einer so langen Epistel, »aus Liebe zu dem frommen Knaben« und weil ers den Eltern schuldig zu sein meinte: 1532, umringt von tausend Sorgen um Kirche und Welt . . .

Martin Luther an Thomas Zink in Hofheim, Wittenberg, den 22. April 1532. Ich nehme an, daß euch nunmehr zu Obren gekommen sei, wie euer lieber Sohn, Johannes Zink, hierher von euch zum Studium geschickt, von schwerer Krankheit überfallen ward und, obwohl fürwahr kein Mangel an Fleiß, Sorge und Arznei gespart worden, die Krankheit doch zu mächtig ward und ihn hinweggenommen hat und zu unserm Herrn Jesu Christo in den Himmel gebracht. Er ist uns allen ein sehr lieber Bube gewesen - sonderlich mir, der ich so manchen Abend ihn herbeirief, in meinem Hause zu singen - darum, daß er fein still, sittsam und im Studium überaus fleißig war, so daß uns allen sein Abschied sehr wehe tat. Wie gerne hätten wir,

wenn es möglich gewesen wäre, ihn errettet und erhalten! Doch ist er Gott noch viel lieber gewesen als uns, der hat ihn eben haben wollen.

Nun wird, wie verständlich, solcher Fall und Ereignis euer und euers Weibes Herz, als seiner Eltern, betrüben und bekümmern, wie er uns alle und sonderlich mich auch bekümmert. Doch vermahne ich euch, daß ihr Gott um so mehr dafür danken wollet, der euch ein so fein frommes Kind beschert und euch würdig erachtet hat, all eure Kosten und Mühe so wohl anzulegen.

Aber es soll euch, wie auch uns, aufs höchste trösten, daß euer Sohn so säuberlich und sanft entschlafen ist — mehr als bloß verschieden! — mit so feinem Glauben, Vernunft, Bekenntnis, daß wir alle verwundert waren, und kein Zweifel darüber bestehen kann — so wenig auch der christliche Glaube falsch sein kann — er sei bei Gott, seinem rechten Vater ewiglich selig. Ein so schönes christliches Ende kann ja das Himmelreich nicht verfehlen. Daneben wollet nun auch bedenken, wie dankbar ihr dafür sein müßt, daß er nicht, wie so mancher andere junge Mensch, durch ein Unglück oder sonstwie jämmerlich ungekommen ist. Und selbst wenn er noch lange gelebt hätte, würdet ihr ihm trotz aller Kosten und Mühe doch nicht höher haben helfen können als etwa zu einem Amt oder Dienst. Nun aber ist er an dem Ort, da er ungern mit irgend einem andern in der Welt würde tauschen wollen, auch nicht für einen Augenblick!

Darum betrübt euch nur so, daß ihr euch zugleich tröstet: denn ihr habt ihn nicht verloren, sondern ihn bloß vorausgesandt dorthin, wo er ewiglich und selig erhalten wird. Denn so spricht Sankt Paulus: Ihr sollt euch über die Verschiedenen oder Schlummernden nicht betrüben, wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Ich bin sicher, daß Magister Veit, sein Präzeptor, euch etliche seiner schönen Worte, die er vor seinem Ende noch gesprochen, mitteilen werde, euch zu Trost und Gefallen. Ich aber habe diese Zeilen aus Liebe zu dem frommen Knaben nicht unterlassen wollen, damit ihr ein gewisses Zeugnis habt, wie es mit ihm ergangen ist. Doktor Martin Luther. Mit eigener Hand, wiewohl jetzt auch schwach.

Fügen wir, um unsere Beweisführung nachdrücklicher zu gestalten, gleich noch einen Brief hinzu, den Luther ein Jahr nach Lenchens Tod, am 11. September 1543, an den Hallischen Organisten Wolfgang Heinze zum Ableben von dessen Gattin schrieb:

Gnade und Friede in Christo. Eben diese Stunde zeigt mir Doktor Jonas an, wie ihm von Halle geschrieben sei, daß eure liebe Eva zu Gott, ihrem Vater, gefahren. Nun kann ich wohl fühlen, wie solch Scheiden zu Herzen geht, und mir ist euer Herzeleid wahrlich herzlich leid. Denn ihr wißt ja, daß ich euch mit Ernst und Treue lieb habe, und ich weiß auch, daß Gott euch lieb hat. Denn ihr habt seinen Sohn Jesum lieb. So geht mir euer Leid recht zu Herzen.

Aber was sollen wir tun? Dieses Leben ist nun einmal also ins Elend gelegt, daß wir lernen sollen, wie gar gering alles Elend ist gegen das ewige Elend, von welchem uns Gottes Sohn erlöst hat, an dem wir den besten Schatz haben, wenn alles Zeitliche, wir selbst auch mit, vergehen müssen. Unser lieber Herr Christus, den ihr lieb habt und dessen Wort ihr ehrt, der wird euch trösten, und solche Anfechtung zu eurem Besten und zu seinen Ehren zu ändern wissen! Eure liebe Hausfrau ist besser, da sie jetzt ist, denn da sie bei euch war. Gott helfe euch und uns allen seliglich weiter, obwohl es ja ohne Trauern nicht zugehen kann und auch nicht soll. Hiermit Gott befohlen, Amen.

Dienstag nach Mariae Geburt, 1543, Martinus Luther.

Mag in diesen Briefen die Ausdrucksweise uns hie und da altertümlich anmuten, so wird doch der Ton des Briefes einem jeden, der ihn liest, zu Herzen gehen. Nennen wir ihn ruhig den Lutherton! Und auch das gehört, obwohl es wenig beachtet wird, zu den Wirkungen des Reformators weit über seine Lebenszeit hinaus, daß dieser eigentümliche Herzenston noch lange, sehr lange nachhallte. »Das Auge noch vom Weinen naß« — blickt er doch schon getröstet und gefaßt um sich her und spricht diese Gefaßtheit so schlicht, aber auch so persönlich aus, daß die Empfänger des Briefes selber zur gleichen Gefaßtheit sich überredet fühlen mußten. Diese Fähigkeit redlichen Trostes hat Luther weitervererbt; man begegnet ihr in den folgenden Jahrhunderten immer wieder in der Briefliteratur des deutschen Luthertums. Wiederum soll der Dichter Matthias Claudius, wie vorhin mit einer Strophe, so jetzt mit einem Briefe für diese Geistesverwandschaft über Jahrhunderte hier eintreten, den er am 24. April 1808 an eine Wandsbeker Nachbarin schrieb, die auch den Tod eines Sohnes beklagte:

Liebe betrühte Fanny! Wir endesunterschiedenen Nachbarn wissen aus Erfahrung, wie Ihnen zu Mute ist, und haben treues Mitleid mit Ihnen; wir wissen auch, daß unter solchen Umständen alle Trostgründe aus dieser Welt kümmerlicher Behelf sind, und wollen Sie auch damit nicht trösten. In Sachen, wo es Ernst gilt, gibt es keinen andern Trost als in der Religion, deren Wert und Kraft man vorher schon kennt oder bei solcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand gesagt wird, daß kein Haar von unserm Haupte fällt ohne den Willen des Vaters, so kann man fest vertrauen, auch wo man ihn nicht versteht und bei seinen Wegen zu verlieren scheint.

Ihr kleiner Fritz ist nicht verloren, er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da sollen Sie ihn wiederhaben. So gut er auch in Ihren Händen war, so ist er nun in bessern, und er hat die lange gefährliche Reise nicht zu machen, von der man schwerlich mit der Unschuld zurückkommt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist.

Gönnen Sie ihm das und entbehren seiner gern eine Zeitlang dafür. Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie und doch nähmen wir sie, wenn es uns freigestellt würde, nicht wieder zurück zu uns und denken lieber daran, zu ihnen zu gehen. So wird es auch Ihnen werden, wenn der erste Schmerz überstanden ist. Und das wünschen wir Ihnen, denn man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht bloß auf diese Welt richtet.

Es gibt eigentümliche, gewissermaßen »unterirdische« Zusammenhänge, Wirkungen, Folgeerscheinungen in der Geschichte, die von der Wissenschaft, in diesem Falle der Geschichtswissenschaft, oft zu wenig oder überhaupt nicht beachtet werden. Dabei sprechen die Dokumente eine so deutliche Sprache! So der Vergleich zwischen dem Brief des Wandsbeker Boten und Martin Luthers vorher mitgeteilten Trostbriefen. Matthias Claudius hat seiner Verehrung für den Reformator mehrfach Ausdruck gegeben, ebenso wie es um dieselbe Zeit Johann Georg Hamann und Johann Wolfgang Goethe taten. Das ist nicht nur, was man heute gerne einen »geistesgeschichtlichen« Zusammenhang nennt. Ich würde es lieber eine herzensgeschichtliche Übereinstimmung nennen! Zweifellos sind Goethe wie Hamann und Claudius noch mit Luthers Schriften umgegangen. Aber mehr (es kann das hier nur angedeutet werden): noch wirkte die Person auf die Person, noch fand eine innerste Berührung statt von Herz zu Herz, noch wurde im Umgang mit Luther nicht allein — wie heute fast allgemein — die Fülle der Probleme empfunden, sondern der Reichtum der persönlichen Erscheinung in ihren Schriften, besser: durch ihre Schriften hindurch. Man kann das an verschiedenen geradezu akklamatorischen Bekundungen, etwa bei Lessing oder Herder, erkennen. Luther war nicht die abstrakte Summe von theologischen Problemen, er war die lebendige Gestalt, die in der Geschichte einen lang nachwirkenden Anstoß gegeben, sich in Schriften von unvergleichlicher Originalität ausgesprochen und gleichsam verewigt hatte. Man grüßte und erkannte einander über die Ferne der Zeit, man lebte miteinander — die Lebenden mit dem längst Verstorbenen. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte sich das — und nicht nur im Falle Luther —, trat an die Stelle des lebendig-persönlichen Miteinander die abstrakte, wissenschaftliche Auseinandersetzung. Wir tragen die Folgen davon: alle akademische Bemühung um Luther hat doch nicht vermocht, ihn aus dieser Ferne zu lösen, ihn unserer Zeit lebendig-persönlich nahe zu bringen. Kommt hinzu, daß in der evangelischen Kirche eine allgemeine Besserwisserei sich ausbreitet, daß die »Unzeitgemäßheit« von Luthers Sprache zugunsten einer angeblichen »Modernität« dessen, was man selber sprachlich zuwege bringt, dreist proklamiert wird. Es macht ganz den Eindruck einer »Endsituation«, ohne daß leider irgendwo auch nur die Spur eines echten, originalen Anfanges sichtbar würde. Da hilft doch wohl

nur entschlossenes, gegen alle Modernitätssucht gleichgültiges Eintauchen in die große, von Luther bis mindestens zu Claudius — aber auch noch bis zu Bert Brecht! — reichende Überlieferung! Nicht um nachzuahmen, sondern um ein Gefühl für das Mark der Sprache zu gewinnen, wo alle Welt sich an dauernd wechselnden »Sprachexperimenten« genügen läßt.

Hat Claudius jene Briefe Luthers an Justus Jonas oder an Wolfgang Heinze oder an Thomas Zink gekannt? Man muß es wohl annehmen, da sich doch so merkwürdig genaue Übereinstimmungen zwischen seinem Trostschriften und denen des Reformators aufdecken lassen. Sehen wir zu.

Claudius schreibt: *Ihr kleiner Fritz ist nicht verloren, er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da sollen Sie ihn wiederhaben.*

Luther an Zink: *Ihr habt ihn nicht verloren, sondern ihn bloß vorausgeschickt dorthin, wo er ewiglich und selig erhalten wird.*

Und wiederum Claudius: *So gut er auch in Ihren Händen war, so ist er nun in bessern.*

Luther an Heinze: *Eure liebe Hausfrau ist besser, da sie jetzt ist, denn da sie bei euch war.*

Noch einmal Claudius: *Er hat die lange gefährliche Reise nicht zu machen, von der man schwerlich mit der Unschuld zurückkommt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist.*

Ähnlich Luther an Zink: *Daneben wollet nun auch bedenken, wie dankbar ihr dafür sein müßt, daß er nicht, wie so mancher andere junge Mensch, durch ein Unglück oder sonstwie jämmerlich umgekommen ist. Und selbst wenn er noch lange gelebt hätte, würdet ihr ihm trotz aller Kosten und Mühe doch nicht höher haben helfen können.*

Endlich Claudius: *Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie und doch nähmen wir sie, wenn es uns freigestellt würde, nicht wieder zurück zu uns und denken lieber daran, zu ihnen zu gehen.*

Was bei Luther - an Zink - lautet: *Wie gerne hätten wir, wenn es möglich gewesen wäre, ihn errettet und erhalten! Doch ist er Gott noch viel lieber gewesen als uns, der hat ihn eben haben wollen . . . Nun aber ist er an dem Ort, da er ungern mit irgend einem andern in der Welt würde tauschen wollen, auch nicht für einen Augenblick.*

Wie erklären sich diese Übereinstimmungen? Sicher nicht aus dem Vorhandensein eines »Briefstellers« für Ernstfälle - wie es vielleicht auch damals schon Briefsteller für Liebende gegeben haben mag? -, sondern entweder aus der Lutherlektüre, die Claudius sich angelegen sein ließ, oder aber aus einem im Laufe der Jahrhunderte von einer Generation zur andern überlieferten Erinnerungsvorrat von Trostgründen, Trostworten und -bildern, auf den man, lutherisch unterwiesen wie man war, jederzeit zurückgreifen

konnte. Keine der in dieser Zeit einander ablösenden theologischen Richtungen, Schulen, Strömungen hat ihn angetastet, die meisten haben ihn nur vermehrt. Herzensgeschichte hielt der Geistesgeschichte - erst recht der Problemgeschichte - immer noch die Waage!

Im Laufe des 19. und des 20. Jahrhunderts verlor sich dieser Vorrat, wie noch mancher andere. Ihn wiederzugewinnen, ist schwierig. Wir sollten uns nicht einen Reichtum vorspiegeln, wo in Wahrheit nur Mangel ist. Die Aufrichtigkeit, mit welcher wir unsern gegenwärtigen Mangel zugeben, wäre der erste Schritt zur Wiedergewinnung des Verlorengegangenen.

»Das Auge noch vom Weinen naß« - das schöne Wort bezeichnet eine menschliche Ur-Situation. Ist diese mit »Experimenten« zu bestehen? Wohl kaum. Experimente sind im Grunde nur eine Art von Vertuschen unseres Mangels. Sprache und Glaube stehen in tiefem Einvernehmen miteinander. Der Mangel an Sprache deutet auf einen Mangel an Glauben - und umgekehrt. Solange es derart um uns bestellt ist, haben wir keine Ursache, unser bißchen Sprachfitter gegen Luthers Sprachfülle auszuspielen. Vielmehr gilt auch in diesem Bezug das schwermütige, aber ehrliche Wort des Reformators: »Wir sind Bettler, das ist wahr.«

Wenn ich sehe meinen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kind oder Freund begraben und unter der Erde liegen, da muß ich als ein Christ sagen: Da liegt mein lieber Vater, Mutter, Kind, Freund, Fürst und Herr, und ich heut oder morgen bei ihnen. Was sind sie? Eitel Körnlein, die bald sollen wachsen, unsterblich und unverweslich, viel schöner denn die grüne Saat auf dem Felde, wenn es Sommer wird. Das ist auf recht himmlisch deutsch davon geredet, wie Gott und seine Engel reden.

LUTHER: Predigt am 4. Adventssonntag 1532, W 36, 644